

aber außerhalb der historischen Forschung noch gängig sind. Beispielsweise wird die (pop-)kulturell wirkmächtige These Margaret Murrays (1863–1963), dass Hexen eigentlich AnhängerInnen einer vorchristlichen Religion gewesen seien und daher von der Kirche verfolgt wurden, dargestellt und dekonstruiert (S. 79ff.). Abgeschlossen wird dieser Teil durch ein Unterkapitel, das Hilfsmittel der seriösen Hexenforschung wie Bibliographien, Handbücher, Internetseiten und Lexika vorstellt (S. 141f.).

Innerhalb der Kapitel, die Einzelfragen nachgehen, wird die Thematik noch einmal erweitert. So befassen sie sich auch mit Hexeivorstellungen und Hexenverfolgungen außerhalb Europas, wobei auch nichtchristliche Kontexte in das Blickfeld rücken. Als Beispiel hierfür dienen u. a. die zentralafrikanische Bevölkerungsgruppe der Azande und deren von dem Ethnologen Edward E. Evans-Pritchard (1902–1973) herausgearbeiteten Verständnis von Hexerei. Außereuropäische Hexenverfolgungen in einem christlichen Kontext werden anhand der Hexereianklagen im nordamerikanischen Salem dargestellt. Das Beispiel ist geschickt gewählt, da hierdurch einerseits typische Züge der Hexenverfolgungen allgemein dargestellt werden können, andererseits aber auch gängige Klischees durchbrochen werden. Ein weiterer Fragenkomplex besteht darin, wie sich das Hexenbild in Europa im 19. und 20. Jahrhundert wandelte und wie positive Neuinterpretationen der Hexenmotivik aufkamen. Die Thematisierung moderner postchristlicher Religionen, die Hexen als Identifikationsfiguren nutzen wie die aus Großbritannien stammende Wicca-Religion, bildet den Abschluss dieses Buches, das somit Einblicke in über 2000 Jahre Kulturgeschichte ermöglicht.

Die Darstellung zeichnet sich dadurch aus, dass ein weiter Hexereibegriff zugrunde gelegt wird und Hexeivorstellungen und Hexenverfolgungen nicht auf Europa oder christlich geprägte Gesellschaften beschränkt werden. Hier folgt FRENCHKOWSKI dem Ansatz von Behrings Einführung. Gleichzeitig ist zu betonen, dass der Begriff der Hexenverfolgung nicht so weit ausgedehnt wird, dass jegliche Verfolgungswelle aus dem Ruder gelaufener Justizsysteme als Hexenverfolgung bezeichnet wird. Hexeivorstellungen und Hexenverfolgungen bleiben bei beiden Autoren immer an Schadenszauberbeschuldigungen geknüpft.

Das Buch hebt sich in einigen Punkten von den zuvor genannten Einführungen ab. Der Autor räumt der Darstellung antiker Hexenvorstellungen einen breiten Raum ein und zählt sie zur Geschichte des Hexenimaginationums und nicht zu dessen Vorgeschichte. Auch ist er in starkem Maße bestrebt, Quellentexte direkt sprechen zu lassen, sei es in Form ausführlicher Zitate oder durch die angefügten Quellentexte. Die enge Verzahnung von historischer Rekonstruktion und forschungs-

geschichtlicher Darstellung ist hier ebenfalls hervorzuheben, die darauf abzielt, Entstehungshintergründe bestimmter Theorien und Deutungen offenzulegen und dadurch auch ein Verständnis für die AutorInnen uns heute abwegig erscheinender Annahmen zu wecken.

Der Autor wählt in seiner Darstellung der Forschungsgeschichte den Weg kritischer Sympathie gegenüber den von ihm vorgestellten Personen und vermeidet ein abwertendes oder verurteilendes Vokabular. Wertendes Vokabular, etwa »Machwerk«, wie es sich bei Rummel und Voltmer im Blick auf eine Veröffentlichung Margaret Murrays findet (Rummel u. Voltmer im Blick auf Murray, in dies., S. 9), gebraucht FRENCHKOWSKI nicht. Diesen einfühlsamen Zugang wählt der Autor auch im Blick auf die Darstellung moderner euro-amerikanischer Hexen-Religion(en) und hält damit Gesprächsräume mit AnhängerInnen dieser Theorien bzw. Religionen offen bzw. eröffnet diese.

Es ist anzumerken, dass der Druck durchaus schön gestaltet ist und die beigefügten Illustrationen in guter Qualität wiedergegeben sind. Der Frage, ob der Schutzumschlag etwas weniger klischeebeladen und aufdringlich daherkommen sollte, soll in diesem Zuge nicht weiter nachgegangen werden. Dankenswerterweise finden sich nur wenige Schreibfehler im Text. Umso ärgerlicher ist es, dass sich einer der wenigen Tippfehler direkt sinnentstellend auswirkt. Auf Seite 21 müsste das »1. Vaticanum« und nicht das »2. Vaticanum« genannt sein.

Abschließend können dem Buch zahlreiche LeserInnen gewünscht werden, die den breiten Zugang zum Thema zu würdigen wissen und es hoffentlich auch zu schätzen wissen, nicht nur über die Geschichte, sondern auch über die Gegenwart des Hexenimaginationums in der euro-amerikanischen Popularkultur und in entfernten Weltgegenden informiert zu werden.

Harald Grauer/St. Augustin

Hartung, Constance

Der »Weg der Väter« – Ostafrikanische Religionen im Spiegel früher Missionarsberichte (Marburger Religionsgeschichtliche Beiträge 4) LIT-Verlag/Münster 2005, 401 S.

Ein wirkliches Miteinander von Menschen verschiedener Religionen, sei es als verantwortungsbewusste Staatsbürger in sozialer Solidarität oder in der Ausformung einer toleranten und nur so politisch belastbaren europäischen Zivilgesellschaft, wird es nur geben, wenn diese Menschen über die theoretischen Kenntnisse und hergebrachten Vorurteile übereinander hinaus gelernt haben, einander besser zu beobachten und durch gegenseitiges Einfühlen in religiöse Praktiken tiefer zu verstehen.

An die guten Ansätze zur Erfüllung dieses heute so aktuellen Desiderats für interreligiöse Begegnungen ausgerechnet bei evangelischen Missionaren der Kolonialzeit des ausgehenden 19. Jhs., denen dies gemeinhin nicht zugetraut wird, hat Constance HARTUNG 2005 mit ihrer überaus fleißigen und in der Erfassung regionaler religionsgeschichtlicher Nomenklatur fast ins Lexikalische vordringenden Marburger Dissertation erinnert.

Zunächst und durchweg waren die etwa 60 Missionare der Berliner Mission und der Herrnhuter Mission, deren schriftliche Äußerungen zur einheimischen Religion und Lebenssitte HARTUNG systematisch erfasst hat, in ihrem Dienst im westlich zentralen und südwestlichen ostafrikanischen Tanganyika geleitet vom Interesse, die sie treibende Wahrheit des Evangeliums mit den drei Völkergruppen (Nyamwezi, Bakonde, Bena-Hehe), zu denen sie sich gesandt wussten, zu teilen. Im Vollzug desselben aber öffneten sie sich vor allem durch ihre intensive Teilnahme an Leben und Ergehen der einheimischen Gesellschaften für ein Verständnis ihrer religiösen Vorstellungen. In unterschiedlicher Ausformung, aber durchgehend stark begegnete ihnen eine tiefe religiöse Ergebenheit, die sich vor allem am Ahnenkult als der die traditionale Gesellschaft stabilisierenden Ritualpraxis festmachte, aber von Gottesvorstellungen (Kyala-Konzeption) über kollektive Heroenkulte (v. a. Lwembe) bis hin zu alltagsbestimmenden Ritualen bei Krankheiten oder Unglücken (Heildiagnostiker-Konsultation, Orakelwürfe etc.) das gesamte Spektrum kleingesellschaftlicher Religiosität umfasste.

Durch diese Erfahrungen wurden zwar die an evolutionistischen Modellen wie Totemismus, Animismus und Manismus orientierten, sowie vor allem von ihrer oft apokalyptisch-dualistischen Sicht »heidnischer« Religiosität als einer von Finsternis und Angst dominierten Lebenshaltung geprägten Missionarsperspektiven nicht völlig verändert, aber doch so weitgehend relativiert, dass sie einem positiven menschlichen Zugang nicht mehr im Wege standen. Gerade die ernsthafte sprachliche und fachliche Lernbereitschaft der Missionare erwies sich in gefährlichen interkulturellen Konflikten als hilfreich. So bewahrte z. B. das dank ihrer Kulturkenntnisse beherzte Eintreten der Missionare für die Wiederaufnahme der Verhandlungen im berüchtigten »Menschenfresserprozess von Ubena« (S. 220–224) die Kolonialregierung zumindest davor, ein aufgrund lokalpolitischer Intrigen zustande gekommenes Todesurteil gegen mehrere Menschen leichtfertig zu bestätigen, auch wenn dieses Eintreten bedauerlicherweise nicht zu seiner Verhinderung führte.

Von Umfang (über 80% des Textes) und Gewicht her wird die Arbeit von Frau HARTUNG dominiert von einer sehr detailbezogenen (darum auch nicht immer leicht lesbaren) Darstellung re-

ligiöser Vorstellungen, religiösen Spezialistentums sowie der religiösen Praxis in den drei ethischen Clustern (Kap IV). Diese wird, wie oft weite Teile von Doktorarbeiten, wohl hauptsächlich von fachlich spezialisierten Leserinnen und Lesern mit nachhaltigem Gewinn studiert werden. Umso kompakter und im Stil flüssiger sind die Rahmenkapitel I bis III und schließlich V, mit denen HARTUNG gekonnt in ihre Zielsetzung und Methode (I), sowie den allgemeinesgeschichtlichen (II) und missionsgeschichtlichen (III) Hintergrund und Rahmen der studierten Texte einführt. Was zu Beginn über die biographischen und bildungsmäßigen Hintergründe der Missionare und ihres gesamten kirchlichen und institutionellen Umfelds kompakt ins Bild gesetzt wird, nimmt die Autorin in der differenzierten und fairen Schlussbeurteilung der religionswissenschaftlichen Kompetenz der Missionare (Kap V) wieder auf und lässt es zu einem insgesamt positiven Gesamtbild über diese Kompetenz zusammenfließen.

Hierdurch und nicht zuletzt durch die genaue tabellenartige Erfassung der Dokumentierung religiöser Erfahrungen durch die Missionare zeigt die Autorin, wie intensiv damalige Missionsarbeit auch die schriftliche Selbstreflexion der eigenen Tätigkeit umfasste. Aus dem sehr hilfreichen Materialanhang geht z. B. das respektable Ergebnis hervor, dass nicht weniger als sechs der 60 Missionare mit einem oder mehreren monographischen Untersuchungen zur traditionellen Religion ihre Erfahrungen der Forschung zur Verfügung gestellt haben und weiter vier von ihnen in umfangreicher Weise durch Artikel, Berichte und Vorträge dies auf den Weg brachten.

Diese Doktorarbeit schließt auf jeden Fall eine Lücke in der Erfassung der traditionellen Religionen der erwähnten Völkerschaften und ist darüber hinaus durch die Methode der systematischen Aufarbeitung der speziellen Perspektive der Missionare vorbildlich. Gleichzeitig darf man aber sagen: Der Ansatz zeigt, was die Autorin ja zu Beginn (S. 9ff) selbst klarstellt und was man ihr als Stärke anrechnen muss, eine klar begrenzte Perspektive auf den Gegenstand selbst, der unbedingt der Ergänzung bedarf. Wie diese Perspektive dann ergänzt wird, ist nicht gleichgültig. HARTUNG selbst hat sich vor allem um die Ergänzung durch die ethnographische Forschung zu den entsprechenden Detailfeldern (s. bes. S. 256f. und 279ff.) und durch die Einbeziehung einiger weniger religionswissenschaftlich relevanter Darstellungen moderner Missionswissenschaft (hier v. a. Johannes Triebel) bemüht.

In dankenswerter Klarheit wird dabei nun offensichtlich, dass insbesondere eine Ergänzung durch einheimische Stimmen und Fachbeurteilungen aussteht. Diese sind oral durch Interviewmethoden jederzeit erfassbar, liegen aber auch

literarisch (Texte von Andrew Kyomo beziehen sich exakt auf südwestansanische Traditionen aus heutiger Sicht eines afrikanischen Christen und Religionsforschers in Herrnhuter Tradition!), bereits vor und harren der Einbeziehung ins Gespräch.

Auf dieses weitere Gespräch kann man sich freuen. Constance HARTUNG hat eine lobenswerte »Steilvorlage« zu dessen Vollzug gegeben.

Wilhelm Richebächer/Hermannsburg

Haub, Rita / Oberholzer, Paul SJ

Matteo Ricci und der Kaiser von China.

Jesuitenmission im Reich der Mitte

Echter/Würzburg 2010, 160 S.

Das Ricci-Gedenkjubiläum 2010 ist mittlerweile selbst wieder ein wenig in die Jahre gekommen. Die Zeit schreitet unermüdlich voran. »Fugit ir-reparabile tempus« heißt es auf einem Spruchband der Sonnenuhr des alten Fribourger Jesuitenkollegiums St-Michel. Aber die Geschichte der frühneuzeitlichen Mission der Jesuiten in China bleibt weiterhin aktuell (z.B. historiografisch ein SNF-Forschungsprojekt an der Universität Bern, »Gender and Religion in Cultural Exchange: Norms and Practices in Chinese Christianity, 1583-1724«) und auch ihr frühester Hauptprotagonist: Matteo Ricci (1552-1610). Seinen prototypischen und wirkmächtigen Zügen wird im vorliegenden Band nachgespürt – und dies wird für eine breite Öffentlichkeit getan.

1552 in Macerata, im damaligen Kirchenstaat, geboren, kam Ricci 1568 als Student nach Rom, wo er sich, wie Rita HAUB schreibt, gründlich mit der »ewigen« Stadt und seinem Erbe vertraut machte. Er tat dies in einer »Begehung« bzw. Spurensuche in der Stadt selbst, aber auch unter Zuhilfenahme von antiken und mittelalterlichen Stadtführern: »Bei seiner Lektüre durchlebte Matteo die glorreiche, schändliche Vergangenheit des alten Rom noch einmal und entdeckte in jedem seiner Sätze [des antiken Schriftstellers Florus', DN] einen prophetischen Hinweis auf Rom als christliche Hauptstadt.« (S. 30) Ein »Figurismus«, der ihn später auch auf einem anderen Kontinent leiten wird ...

1571 trat Ricci dann in die Gesellschaft Jesu ein, sein Novizenmeister war Alessandro Valignano (1539-1606), der als Missionsorganisator in den 1580er Jahren auch eine Gesandtschaft japanischer Fürsten nach Europa organisierte. Ricci studierte in Rom und Florenz und fiel in erster Linie auch wegen seines außergewöhnlichen Gedächtnisses auf: »er brauchte die Seite eines Buches nur einmal lesen, und schon konnte er sie auswendig hersagen.« (S. 32) Photographisches Gedächtnis also, das man sich als Wissenschaftler nur wünschen kann! Diese Begabung sollte auch für seine China-Mission von Bedeutung sein, wo er es vermochte,

aufgrund seiner nicht zuletzt sprachlichen Fähigkeiten als konfuzianischer Gelehrter aufzutreten.

Davon handelt das zu besprechende Buch, das in zwei Hauptteilen, die von Autorin und Autor bestritten werden, zentralen Aspekten und Umständen des Wirkens von Li Madou (Matteo Ricci), der sich zudem den Ehrennamen »Hsi-t'ai« (»Fernwest«) zugesellte, nachgeht. Dies wird sprachlich in einfachen, schnörkellosen und unbarocken Sätzen sowie ohne Fuß- oder Endnoten getan. An deren Stelle sich knappe, aber aussagekräftige Literaturlisten finden (S. 44/S. 143, 144). Der Text wird in beiden Beiträgen in kurzen nichtnummerierten Abschnitten dargeboten, besser gesagt: er ist in kompakte Blöcke gegliedert. Manchmal macht dies vielleicht den Eindruck zu großen Zergliedertheit bzw. Blockhaftigkeit, sodass sich auch Dubletten finden, was weiter nicht schlimm ist. In stärkerer Weise vermisst der Rezensent, dass historische Quellenzitate die Geschichte und den Kontext des Matteo Ricci zur lebendigen Anschauung bringen. Dies war aber offenkundig nicht die Absicht des Bandes.

Den Innenteil des Bandes mit 32 Abbildungen auf Glanzpapier gilt es besonders hervorzuheben, das unter anderem Bilder aus der Barockzeit, aber auch moderne Darstellungen in engem Zusammenhang mit der chinesischen Jesuitenmission zeigt (Abb. 4: Franz Xaver, Gemälde von Sawayama Takuji/Abb. 22: Matteo Ricci, Gemälde von Fausto Conti). Dazu kommen abgelichtete Frontispize eines interessanten chinesischen Missales aus 1675 (Abb. 10, vgl. dessen Erwähnung und Verarbeitung im Text, S. 123), von Nicolas Trigaults einflussreicher *Historia* der ersten Anfänge der Mission (Abb. 13) oder, in ähnlicher barocker Fülle, der Frontispiz der *China Illustrata* von Athanasius Kircher (Abb. 14).

Abbildung 19 zeigt die Weltkarte, die Matteo Ricci 1602 erstellte, und die sich heute in der Österreichischen Nationalbibliothek befindet. Rita HAUB beschreibt diese so wichtige und faszinierende Karte, weil sie neue Perspektiven eröffnete, auf S. 38 und an erwähnt sie an anderen Stellen (S. 41: Hätte man an diesen und anderen relevanten Stellen nicht auf die Abbildungen verweisen sowie sie dichter beschreiben können?). Die Ricci-Karte zeigte zum ersten Mal in einem chinesischen Umfeld die Umrisse Amerikas, schob China ein wenig aus der Mitte und bot knappe Informationen zu den verschiedenen Regionen der Erde, so z.B. zu Italien und Sizilien als das Gebiet, das »dem Heiligen Vater gehört, der zölibatär in Rom lebt und sich nur mit der katholischen Religion befasst. Alle Europäer, die im Römischen Reich leben, verehren ihn.« (zit. nach S. 37). Hier darf ungeniert ein Schmunzeln über die Lippen der Leserin/des Lesers huschen. Die mehr als drei Meter lange Weltkarte Riccis war beispielsweise Ende 2011 Thema und Hin-

tergrund eines eigenen Symposiums in Wien; im Rahmen einer »Visual History« unter dem Titel »Mapping the World«. Das vermag die Fernwirkung des Lebenswerkes Riccis und seine Leistung in der anhaltenden Rezeption seiner Akzente sehr konkret zu verdeutlichen.

Paul OBERHOLZER SJ lenkt in seinem Beitrag den Blick auf das frühneuzeitliche China, das mit 120 Millionen Einwohnern das größte Reich der Welt gewesen war. Während Wien und Köln mit zusammengezählt etwa 100.000 Einwohner die größten Städte im deutschsprachigen Raum waren, gab es in China mit Beijing und Nanjing zwei Millionenstädte! Auffallend ist, dass die Ming-Dynastie Mitte des 15. Jahrhunderts die staatliche Hochseeschifffahrt einstellte und es zu einer zunehmenden »Provinzialisierung und Selbstabschließung des Riesenreiches« kam, als die iberischen Mächte in die maritime Expansion massiv zu investieren begannen. Nicht nur an dieser Stelle versucht OBERHOLZER, die letztlich minoritäre und marginale Chinamission (klare Aussagen auf S. 139/141) von einer anderen Seite her aufzurollen, um damit einem latenten Europäismus – soweit dies möglich ist – entgegenzuwirken. So kontextualisiert er den Beginn der Chinamission an die Ränder und Schnittstellen des im 17. Jahrhundert erfolgten Dynastiewechsels von der Ming- zur Qing-Herrschaft. Schon Matteo Ricci, dessen eindrückliches Grabmal sich auf dem Zhalan Mudi-Friedhof in Peking (Abb. 26) befindet, nahm den schleichenden Zerfall der Ming-Epoche eine Generation vor ihrem tatsächlichen Eintreffen wahr (S. 98). In dieser politisch-militärischen Umbruchzeit ist auch eine Rückbesinnung auf konfuzianisches Gedankengut zu beobachten, in das sich Ricci und andere einpassten. Der innerchinesische Rückgriff der geistigen Eliten auf konfuzianische Schriften mit ethischer Reformabsicht wurde somit nach- und mitvollzogen, aber dies sozusagen im Sinne des Christentums: Der gereinigte Urkonfuzianismus wurde als ferne *praeparatio evangelica* angesehen und gewürdigt – »Konfuzius bekam einen Platz in der Heilsgeschichte.« (S. 122). OBERHOLZER operiert auch gewinnbringend mit dem Netzwerk-Konzept, das sich gut auf den/die Orden und auch die herrschende Eliten vor Ort (»Literati«) übertragen lässt (S. 106/112). Zudem wird die konzeptionelle Schiene des Wissenstransfers bedient: »Die Jesuiten wollten aber immer auch vermitteln, dass die [europäischen, DN] wissenschaftlichen Disziplinen in einem weiteren Horizont eingebettet waren und letztlich im christlichen Weltbild gründeten.« (S. 115) Als die Jesuiten vor Ort ihr *know-how* auch für den Bau von Kanonen nutzbar machten, gab es vom Jesuitengeneral Vinzenzo Caraffa am Ende des europäischen Dreißigjährigen Kriegs dafür Schelte – die Jesuiten am Kaiserhof in Peking rechtfertigten sich damit, dass ihnen, die sie ja nunmehr im kaiserlichen Dienst stehen,

keine andere Wahl bliebe. Rom war (und ist) weit entfernt. An dieser Stelle hätte vielleicht eine Fußnote gut getan.

Den chinesischen Konvertiten misst OBERHOLZER eine große Bedeutung für die zaghaften Anfänge des Christentums bei (S. 135), sowie auch der Frage des einheimischen Klerus (S. 132), wo sich, aus heutiger Sicht, nach anfänglicher Offenheit (v.a. auch bei Matteo Ricci) eine gewisse Verhärtung und Exklusion einstellte – hier ist von einer »Kernfrage der Missionswissenschaft« (S. 132) die Rede. In einer Schlussbetrachtung wird dann resümiert, dass das Christentum in der Frühen Neuzeit in China nicht wirklich Tritt fassen konnte, weil nicht zuletzt die europäischen Ankömmlinge den Status einer Tributgesandtschaft aus dem Westen nie ganz loszuwerden vermochten: »Dass dann eine neue Heilslehre, die der chinesischen Geisteswelt fremd war, die eigenen traditionellen Weisheiten ersetzen sollte, wurde in China wohl nie ernsthaft in Erwägung gezogen.« (S. 141).

Ein kurzer, abschließender Beitrag von Hans Tschiggerl und ein Brief von Papst Benedikt XVI. am Beginn rahmen den Band und stellen Bezüge zur gegenwärtigen, kirchlich nicht ganz einfachen Situation in China her (vgl. Heft 3/4 [2009] der ZMR). Der schön aufgemachte Band kann als gute Einführung in die Thematik angesehen werden und ist eine würdige Hommage an einen »großen« Europäer und Gelehrten, den OBERHOLZER an einer Stelle aber auch von einer »unkritischen Sympathie« für das chinesische Kultur- und Glaubensleben nicht freisprechen möchte (S. 129). Damit wird auch eine gesunde, nicht nur historische Distanz sichtbar, sodass der Band an keiner Stelle Gefahr läuft, ins Hagiografische abzugleiten. Der Seligsprechungsprozess für Matteo Ricci wurde 2010 wieder aufgenommen.

David Neuhold / Fribourg

Imfeld, Al

Mission beendet. Nachdenkliches zur religiösen Eroberung der Welt
Stämpfli Verlag / Bern 2012, 156 S.

Das sehr persönlich geschriebene und mit einem Vorwort von Richard Friedli versehene Buch ist eine Abrechnung des Autors (ehemaliges Mitglied der Schweizerischen Missionsgesellschaft Bethlehem mit jahrzehntelanger Afrikaerfahrung) mit Missionsgedanken und -praxis im Allgemeinen und der Tätigkeit der SMB (Immensee-Missionare) im Besonderen. Das Ganze wirkt wie eine »negative Selektion«, gespickt mit so genannten »nachdenklichen« Beobachtungen, die zum Allgemeinplatz einer billigen Missionskritik gehören. Hier spricht ein »Enttäuschter«, beladen mit Ironie, Verbitte-rung und einer guten Feder. Seine Kritik betrifft